



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Below, G. v.: Zur Verteidigung der geschichtlichen Betrachtungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

durch die deutsche Kolonialgesellschaft herausgegeben worden ist, auch nur für Spezialgebiete sich eine erschöpfende Erkenntnis zu verschaffen. Es ist daher mit großer Freude zu begrüßen, daß Dr. Heinrich Schnee in dem vor wenigen Monaten von ihm herausgegebenen, drei Bände umfassenden deutschen Koloniallexikon uns ein Werk geschenkt hat, durch das wir mit einem Schläge aus dieser Notlage befreit worden sind. Wir haben unseren Dank auch auf den Verlag von Quelle & Meyer auszudehnen, der unter den schwierigen Verhältnissen der Gegenwart die Drucklegung zu Ende geführt und dem Werk eine vornehme Ausstattung mit reichem künstlerischen Schmuck gegeben hat.

Ist schon das Buch von Schnee „Deutsch-Ostafrika im Weltkriege“, das neben dem von Lettow-Vorbeck wohl das wertvollste Stück der kolonialen Kriegsliteratur darstellt — ich erinnere dabei an die von seiner Gemahlin schon 1918 veröffentlichten „Erlebnisse während der Kriegszeit in Deutsch-Ostafrika“ —, eine bedeutende Leistung, so wird es doch durch Umfang, Inhalt und allgemeine Bedeutung durch das Koloniallexikon übertroffen. Dieses Lexikon ist eine große Inventur des deutschen Kolonialwesens, das nach jahrelanger Vorbereitung vor dem Kriege den Stand unserer Arbeit vor dessen Ausbruch wiedergibt. Aber indem es die gesamte deutsche Kolonialgeschichte umspannt, faßt es zugleich unser ganzes Wissen von unseren Kolonien zusammen. Alle Seiten der kolonialen Arbeit, alle Gebiete, die für sie in Betracht kommen, alle Phasen der Entwicklung gelangen zur Darstellung und die Mitarbeit von 80 Fachmännern verbürgt die Zuverlässigkeit des Dargebotenen. Im Blick auf den inzwischen eingetretenen Verlust unserer Kolonien wirkt dieses Lexikon wie ein großer Rechenschaftsbericht über die gesamte deutsche Kolonialarbeit und ist ein Vermächtnis für künftige große, glückliche Zeiten. Mit Genugtuung stellen wir auch fest, daß kein anderes Kolonialwerk ein ähnliches Werk aufzuweisen hat.

Es fehlt uns fortan nicht an dem geistigen Rüstzeug, um den kolonialen Gedanken zu pflegen.



Zur Verteidigung der geschichtlichen Betrachtung

Von Prof. Dr. G. v. Below, Freiburg i. B.



ie geschichtliche Betrachtung ist schon wiederholt zum Gegenstand der Kritik gemacht worden. Man hat in dieser Kritik wohl zwischen Historismus und gesunder geschichtlicher Auffassung unterschieden, aber doch auch die geschichtliche Betrachtung schlecht hin bekämpft. Allgegenwärtig sind uns Nietzsche's Angriffe. Die jüngste Zeit hat noch einiges Derverbere hinzugefügt. Vor knapp zwei Jahren, als noch manche ehrlich glaubten, die neue Demokratie werde uns zu neuer Höhe hinaufführen, sprach ein Demokratenhäuptling das Wort, wir müßten die ausgefahrenen Geleise der Geschichte verlassen, um vorwärts zu kommen. Im folgenden möchte ich mich mit der Auffassung eines Autors auseinandersetzen, der an andere, so namentlich auch an Nietzsche, anknüpft, aber

doch manches eigene bietet und einen eigenen Weg geht. Unter dem Titel „Der deutsche Geist und die Form“ veröffentlicht Dr. Max Zobel v. Zabelitz eine durch das Thema von vornherein fesselnde und an treffenden Beobachtungen reiche Schrift¹⁾, welche eine große Anklage insbesondere gegen die Romantik enthält. Ist diese Anklage begründet?

Z. ist weit entfernt davon, die Romantik schlechthin gering zu schätzen. Er vertritt vielmehr die Überzeugung, daß „unser Geistesleben, soweit es für die Höherentwicklung in Betracht kommt, in der Romantik als der letzten entscheidenden gesamtdeutschen Geistesbewegung seinen Ursprung hat“. Er betont die Bereicherung, die sie uns gebracht hat. Aber mit der ungeheuren Vielseitigkeit, der seelischen und geistigen Überfülle hat sie auch die Neigung zur Zersplitterung hervorgerufen. „Es ist die relativistische Denk- und Erlebnisweise, die in ihrer Ausprägung durch die Romantik jene Fülle und jenen Zerfall zugleich ermöglicht. Die wichtigste Form, die Ironie, hat durch die ihr in der Romantik verliehene Deutung und Bedeutung eine Steigerung ins Metaphysische, zu Weltanschauungswert erfahren. Mit ihrem Auftreten beginnt der bewußte Auflösungsprozeß auf geistigem Gebiet.“

Z. schildert eingehend die zersplitterte Totalität der deutschen Seele, in Kunst wie Politik. Den Romantikern ist das Feste, der Besitz als etwas Gegebenes gleichgültig, das Suchen alles. Das Unendliche, die Unzufriedenheit mit jeder Grenze, erscheint als eine im deutschen Geistesleben herrschende Idee. Der Romantiker darf im Hinblick auf das All sich keinem Teilgebiet einordnen und nirgends binden. Der Klassiker ist eine Kraft, der Romantiker ein Kräftebündel, das ohne äußeren Zwang sich nie in einer Resultante zusammenfaßt — dem romantischen Staatengebilde gleichend, dem Deutschen Reich. Der Relativismus und seine romantische Form, die Ironie, wurzeln in der deutschen Seele. Die innere Brüchigkeit der Ironie ist allgemein deutsche Erbschaft. Wir nehmen jede feste Form bewußt oder unbewußt nur mit Ironie hin. Die Verachtung der Außerlichkeit ist echt deutsch. Aus diesen Eigenschaften des Deutschen erklärt sich seine Stilunsicherheit, ja Stillosigkeit in Kunst und Politik.

Das politische Mißgeschick Deutschlands hat hier seinen Grund. Die Liebe zum Vaterland relativiert sich bei solcher Betrachtungsweise. Die Deutschen fassen das bei patriotischen Völkern selbstverständliche, absolut zu nehmende Gefühl der Vaterlandsliebe als eine meßbare Beziehung, schließlich mit Ironie auf. „Jene Läßlichkeit und Weichheit, die Dinge zu nehmen, die man als Gemütlichkeit bezeichnet (süddeutsche Stammesart), — was ist sie anderes als die Ironie passiver Naturen? Und das Widerspiel, der Berliner Wit, der nichts in seinem vollen Ernst nehmen kann, sondern alles rasch an sich abgleiten läßt, erscheint als Ironie aktiver Naturen. In beiden Fällen spart sich die Seele die schwere Aufgabe, die Außendinge zu verarbeiten, das Gemüt, indem es den bequemen Reiz genießt und für die Arbeit nimmt, der Wit, indem er den Reiz mit einer wesensfremden Reaktion beantwortet und sich so das Eingehen auf ihn erspart.“ Diese Geistesverfassung hängt aber eben mit dem deutschen Historismus zusammen. „Auf den verschiedensten Gebieten sehen wir den Versuch,

1) München, C. S. Beck (D. Beck), 64 Seiten.

durch das historische Wissen das Schöpferische zu ersetzen.“ „Man tut, als werde durch die Anwendung des historischen Wissens ein Stil geschaffen, und nicht durch eine neue Erlebnisform, die sich allem historisch und gegenwärtig Gegebenen gleichermaßen aufzwingt. Überall ist der historische Mensch zu Gast, nirgends zu Hause oder gar Herr im Haus.“ Eine Wirt oder Verwandtschaft der relativistischen Ironie und des Historismus ist das Ressentiment. Der Ressentimentmensch leugnet die Werte an sich. So lange feste Maßstäbe anerkannt sind, nach denen jeder sich und seine Lage mißt, gibt es kein Ressentiment. Die Bezweiflung fester Maßstäbe und das Aufkommen des Ressentiments stehen in Wechselwirkung miteinander. Bei den Jungdeutschen, bei Heine, bei den Naturalisten sehen wir die Ressentimentarbeit der Weltverhäßlichkeit. „Es ist etwas Kleinliches in dem Verfahren, an allen gegebenen Größen durch Seitenblicke Schwächen aufzudecken, und großzügige Arbeit gelingt dabei nicht.“ Größere Bedeutung noch gewinnt das Ressentiment mit der Revolution. Sie hat eine Wurzel in dem sozialen und politischen Ressentiment. Wenn die Herrschenden ihre Stellung hauptsächlich nur durch Gründe des relativistischen Historismus verteidigen, so ist diese Verteidigung nur eine halbe; die Revolution hat dann leichteres Spiel. Andererseits hindert aber auch die Ressentimentstimmung der Revolutionäre diese wiederum, große Leistungen, Führer des Volks im hohen Sinn des Wortes hervorzubringen. Wenn infolge der Wertfeindschaft des Ressentiments Staat und Volk lediglich als beliebige Größen, die nur relativen Wert haben, aufgefaßt werden, so sind die Träger der Revolution gar nicht auf deren Neugestaltung oder Rettung eingestellt.

Wie B. mit diesem letzten Gesichtspunkt sehr treffend auf die Unfruchtbarkeit unserer Revolution hinweist, so bezeichnet er ebenso treffend das, was uns not tut. „Die geschlossene Gestalt, in der sich seine gesamten Kräfte ausdrücken, ist das Höchste, was ein Volk der Geschichte überliefern kann.“ „Nicht in die müde Rolle eines Verkannten soll sich das deutsche Volk finden.“ „In unserer höchsten Hilflosigkeit haben wir weniger Freunde als je; denn weder der bloße Erfolg noch die Not erwirbt einem Volk Freunde und tätige Zuneigung, sondern die Zuverlässigkeit der seelischen Haltung, mit der es beides zu tragen weiß.“ Mit der bloßen Steigerung der Geistes- und Wissenskultur ist es nicht getan; politische Tugenden geben den Ausschlag (nach dem Wort M. Klingers, des welterfahrenen Freundes Goethes). Die Verbindung des Individualismus mit höchster Festigkeit des Staatsgedankens ist es, dessen wir bedürfen. Wir brauchen einen Damm gegen die Gefahr individualistischen Zerfalls. „In der nicht selten zu findenden halb gleichgültigen, halb spöttischen Ablehnung jedes politischen Interesses ist eine schroffere Art des Hochmuts zu sehen als in der Angehörigkeit selbst zur exklusivsten Parteigruppe. Denn sie verrät den Glauben, für seine Person jenseits oder über den Bindungen der menschlichen Gesellschaft stehen zu dürfen, der man, gleichviel welchen Standes und welcher Bildungsstufe, durch Geburt und Blut angehört.“ Das Ressentiment muß entwurzelt, das Zuschauen in Ironie und das Handeln nach dem Schema des Historismus ausgerottet werden: „dann könnte in das deutsche Leben die Richtungssicherheit kommen, die wieder zur Größe führt.“ Politisierung verlangen wir nicht im Sinn des Bildungsphilisters, sondern mit dem

Ziel der Herstellung einer geschlossenen Nation und eines geschlossenen nationalen Willens.

So sehr wir aber mit Z. in der Aufstellung des zu erstrebenden Ziels übereinstimmen, so haben wir nun doch zusammenfassend die Frage aufzuwerfen: ist es wirklich eine aus der Romantik stammende Stimmung, welche „uns in diesem Krieg den Gesamtwillen geraubt hat, der allein die unerhörten Leiden und Anstrengungen hätte tragen können“? Ist es wirklich die aus der Romantik stammende Ironie, welche „uns mehr geistige Führer im politischen Kampfe geraubt hat als auch die Fehler im Ausleseverfahren unserer Diplomatie“? Sind Müdigkeit, Gebrochenheit, zauderndes Wesen, Halbheit, Mangel an festem Glauben wirklich Erbstücke aus der Romantik? Folgen eines bei uns herrschenden Historismus?

Es finden sich bei Z. in der Beweisführung einige Unvollständigkeiten. So findet man keine vollständige Aufklärung darüber, ob er das, was er tadelt, mehr als deutsche Eigenart oder als Folge der Romantik ansieht. Wir können uns hier immerhin mit der Annahme helfen, daß er die deutsche Eigenart durch die Wirkung der Romantik als gesteigert ansieht. Verweilen wir indessen nicht bei solchen Unvollständigkeiten. Führen wir einfach die Gegen Gründe ins Feld, die sich uns gegenüber Z.'s Auffassung aufdrängen. Wir werfen zunächst einige einzelne Fragen auf. Z. bringt mit dem deutschen Historismus die Theorie in Zusammenhang, die den einzelnen aus dem jeweiligen „Milieu“ herauswachsen läßt. Ist denn aber die Milieutheorie vorzugsweise in Deutschland, in deutschen Kreisen historischer Richtung zu Hause? Ihr klassisches Gebiet ist Frankreich. Z. rühmt als Verdienst des Preußengeistes, daß er „das Deutschtum vor der sonst sicheren Zersplitterung bewahrt“ habe. Hat denn aber der Preußengeist seine Aufgabe im Gegensatz zu beherrschenden geschichtlichen Vorstellungen gelöst? Ist die Vollendung seines Werks, gerade im 19. Jahrhundert, nicht vielmehr von solchen begleitet worden? Man setzt die Gruppe der „politischen“ Historiker sogar gleich mit der Gruppe der „preussischen“. Auch die Romantik hat Preußen begleitet. Wenn die Erneuerung des preussischen Staats im 19. Jahrhundert gewiß nicht bloß auf ihren Gedanken beruht, so hat sie doch an ihr einen Anteil. Bei der Städteordnung Steins z. B. ist ja die fördernde Wirkung, die von der Romantik ausging, der Wunsch, die lebenskräftige mittelalterliche Stadt zu erneuern, ganz greifbar, und bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hat die Erinnerung an die wehrhaften alten Germanen mitgeholfen. Seite 25 führt Z. eine Bemerkung Nathenaus an, daß man sich in Deutschland in politischen Dingen seit hundert Jahren unausweichlich der historischen Methode bediene, und glaubt ihr — „wenn wir von Bismarck absehen“ — zustimmen zu müssen. „Reichstes Wissen, das für jede politische Erscheinung die geschichtlichen und literarischen Parallelen zur Hand hat, ist den führenden Personen eigen, nur die einfachste Gefühlsmüchternheit nicht, die ein für alle Male Richtung und Ziel weiß.“ Dem gegenüber sei daran erinnert, daß sich bei Bethmann, dem klassischen Vertreter der von Z. bei den Deutschen beklagten Unentschlossenheit, Zielunsicherheit, Bedenklichkeit, ein auffallender Mangel an historischen Anspielungen in seinen Reden und sonstigen Äußerungen beobachten läßt (worauf der Historiker Haller schon in

der ersten Kriegszeit hingewiesen hat), während Bismarck ganz in der Geschichte lebt. Ebenso ist Tirpitz, der stärkste lebende Gegensatz gegen Bethmann, ein großer Kenner und Deuter der Geschichte.

Gehen wir dann zu der allgemeinen Frage über, ob die Romantiker uns tatsächlich den alles anzweifelnden Relativismus, den des Entschlusses baren Historismus, die lebensmüde Ironie gebracht hat, so wollen wir nicht lange bei Begriffsbestimmungen verweilen. Nur das sei bemerkt, daß, wenn die Ironie als die Erhebung über den Stoff gedeutet wird, sie keineswegs die Ablehnung eines festen Standpunktes in sich zu schließen braucht. Verfahren wir aber schlicht als Historiker und richten wir daher unser Augenmerk darauf, wie die von romantischen Gedanken erfüllten Menschen im Kampf des Lebens sich gestellt haben.

Es ist richtig, daß die Romantiker in weitem Umfang den Gesichtspunkt des Relativismus verwertet haben. In ihrem Kampf gegen Aufklärung, Rationalismus, Naturrecht, natürliche Religion machen sie geltend, daß das, was uns im Menschenleben entgegentritt, geschichtlich bedingt sei, daß es kein Naturrecht, keine natürliche Religion gebe, sondern nur geschichtliches Recht, geschichtliche Religion. Wenn sie aber dem Gegner bestritten, daß sein System feste Stützen habe, wenn sie die absolute Geltung, die er für seine Thesen forderte, bestritten und ihnen höchstens relative Geltung zuerkannten, wenn sie in der Bekämpfung der gegnerischen Position öfters dem Relativismus zu huldigen schienen, so gaben sie darum für sich noch keineswegs den Glauben an feste Ideale auf. Wenn z. B. Savigny gegen den vom 18. Jahrhundert überkommenen Gesetzgebungseifer und dessen Aberglauben an die Allmacht der Gesetzgebung relativistische Bedenken geltend machte, so wäre es durchaus irrig, ihn darum als Relativisten schlechthin aufzufassen. Er war ein sehr fester Idealist. Um hier nicht von seinem besonderen religiösen, kirchlichen und politischen Bekenntnis zu sprechen, so war ihm das Walten des Volksgeistes etwas so Unbezweifelbares, daß er hier alle relativistischen Einwände ablehnte. Und in seinem Urteil über das römische Recht stand er auch ganz fest, wie umgekehrt die Germanisten unter den Romantikern mit einem Eifer, wie ihn nur der Idealismus verleiht, für das deutsche Recht eintraten. Der Kampf der Romantiker und der Germanisten innerhalb derselben historischen Rechtsschule ist der Kampf zweier Parteien, die sich je um ein festes Ideal scharen. Die Romantiker der historischen Rechtsschule waren so wenig Relativisten, daß sie vielmehr manche nicht unberechtigte relativistische Einwände, die gegen ihre Auffassung vorgebracht wurden, übersahen. Was von der Rechtswissenschaft gilt, gilt von den anderen Wissenschaften ebenso. Die Betonung des geschichtlichen Charakters der Religionen z. B. führte die romantisch beeinflusste Theologie keineswegs dahin, die Selbständigkeit des religiösen Gedankens im Hinblick auf seine Beziehungen zu den wechselnden Zeitverhältnissen zu bestreiten; in der Einmaligkeit, Einzigartigkeit, Nichtwiederholbarkeit der geschichtlichen Erscheinungen sah die Romantik — die Auffassung der neueren Philosophenschule Windelband-Riderts folgt ihr hier — vielmehr ein Gegengewicht und die Ausschließung einer relativistischen Auflösung; zumal wenn die Religion als geoffenbarte Religion aufgefaßt wurde.

Werden wir hiernach die Romantiker von dem Vorwurf des Relativismus

freisprechen, so ist der ihnen oft gemachte Vorwurf eines gewissen Quietismus nicht so unbedingt zu bestreiten. Zwar ist vieles, was man bei ihnen als Quietismus gedeutet hat, in Wahrheit energische Verteidigung eines festen Ideals gewesen. Persönlichkeiten mit so klaren Zielen wie Savigny und K. F. Eichhorn als bloße Quietisten aufzufassen, wäre ganz verfehlt. Streiten läßt sich nur darüber, ob ihnen nicht doch ein gewisses Maß von Quietismus eigen ist. Auch die Haltung Friedrich Wilhelms IV. und seiner Freunde ausschließlich aus Quietismus zu erklären, ginge viel zu weit. Wenn sie die Verfassungswünsche der Liberalen ihrer Zeit ablehnten, so lehnten sie damit ein Ideal ab, das mit dem ihrigen nicht vereinbar war. Als besonderer Umstand kommt in Betracht, daß sie ein bestimmtes Verhältnis zu Oesterreich aufrechterhalten wollten und von dem Plan der Reichsverfassung beeinflusst waren, wie ihn Görres aufgestellt hatte. Wie wenig man jede Abneigung, auf Neuerungen einzugehen, als Quietismus deuten darf, das zeigt z. B. die Wirkung, die Olmütz in den Reihen der alten Gegner der liberalen Forderungen hervorbrachte. Rechtfertigte die eine Gruppe das Zurückweichen vor Oesterreich mit dem zweckmäßigsten Verhältnis zu diesem, die andere mit augenblicklichen staatspolitischen und taktischen Erwägungen, so war eine dritte über das Zurückweichen, weil es ein Zurückweichen war, ergrimmt. In den Jahren 1866 und 1870/71 hat die große Mehrzahl derselben Personen, die 1848 Gegner der liberalen Forderungen waren, die Neuordnung der deutschen Verhältnisse mit Enthusiasmus begrüßt. Heinrich Leo, der Freund der Brüder Gerlach, hat in den Neuerungen von 1866 und 1870 die Erfüllung seiner Jugendträume gesehen. Sobeltitz (S. 23) meint, Bismarck „mußte ein Rede mit Urkräften sein, um nicht der historischen Zersplitterung zu erliegen, die in ihm und um ihn drohte. An dem Hof, der ihr Vorschub leistete, dem Hofe Friedrich Wilhelms IV., war Bismarck nicht an seinem Platz“. Ist es wirklich ein Zufall, daß Bismarck als Freund der Freunde dieses Hofes aufgefunden ist? Oder steht es nicht vielmehr so, daß er nur von den Konservativen ausgehen konnte? Es verband ihn doch viel nicht bloß mit den Konservativen im allgemeinen, sondern auch mit jenem Hof. Das Historische, das Überlieferte war stark in ihm, zumal wesentlich nur in den Kreisen der historischen Überlieferung das rechte Verständnis für die unentbehrlichen Machtmittel des Staats zu finden war. Wenn Bismarck einige Jahre später seine Emanzipation vom Legitimus vollzog, so warf er damit keineswegs alles Historische ab, sondern erhob sich nun erst zur vollen historischen Auffassung. Stellen wir uns aber vor, er wäre etwa 1852 gestorben, so würden ihn die, die den Kreis von Friedrich Wilhelm IV. schlechthin des Quietismus beschuldigen, vermutlich als einen der romantischen Quietisten in der Geschichte leben lassen, während er (und er nicht allein!) doch gerade einen kräftigen Beweis dafür liefert, eine wie gewaltige Kraft der Initiative innerhalb der Angehörigen jenes Kreises vorhanden, vielleicht einstweilen verborgen war.

Aus den Anfängen der Romantik sei hier noch daran erinnert, daß der Dichter der Hermannschlacht der erste konservative Redakteur, und zwar ein ganz stürmischer gewesen ist. Darf man ferner die burschenschaftliche Bewegung, die wesentlich als eine Gruppe der romantischen aufgefunden ist, als eine Erscheinung des Quietismus auffassen? Wenn Deutschland politisch geeint

worden ist, so hat die Burschenschaft gerade mit ihrer Initiative ein Verdienst darum.

Kehren wir aber zu den wissenschaftlichen Gruppen der Romantik zurück, so erwiesen sich im weiteren Verlauf der Entwicklung innerhalb der historischen Rechtsschule die Germanisten im allgemeinen als politisch beweglicher als die Romanisten. Sie traten für die Fortbildung der Verfassung, für die politische Einigung Deutschlands eifrig ein, freilich nicht mit utopischen Zielen, sondern in Anlehnung an das geschichtlich Gewordene, aber darum nicht weniger kräftig. Auf dem Gebiet des Privatrechts suchten sie dem deutschen Recht gegenüber dem römischen zur Geltung zu verhelfen. Gedenken wir hier sogleich der Tochter der historischen Rechtsschule, der historischen Schule der Nationalökonomie, die zum Teil auch unmittelbar zu den alten Romantikern wie Adam Müller zurückgreift. Wenn man gegen sie den Vorwurf erheben darf, daß sie die Dogmatik der Nationalökonomie vernachlässigt hat, so unterscheidet sie, als historische Schule, sich von ihrer Gegnerin, der österreichischen, dogmatischen Schule, darin, daß sie für Initiative, für Eingreifen des Staats in die wirtschaftlichen und die sozialen Verhältnisse, überhaupt für kräftige Politik eintrat. Die moderne, die Bismarcksche Wirtschafts- und Sozialpolitik läßt sich ohne die Begleitung der historischen Schule der Nationalökonomie nicht denken. Und jene war doch wahrlich kein Quietismus.

bleiben wir aber bei dem ältern Streit um die Verfassung, so liefert Dahlmann einen der kräftigsten Beweise gegen die Identifizierung der geschichtlichen Auffassung mit Quietismus. Wie bereits sein Biograph Springer hervorhebt, haben seine staatsrechtlichen Gedanken ihren Ursprung in den romantischen Anschauungen der historischen Rechtsschule, und Historiker ist er immer geblieben. Er aber ist Führer im Verfassungskampf gewesen. Schließen wir hieran sogleich die Gruppe der sog. politischen Historiker, von denen Dahlmann schon einer ist, so sind diese sämtlich nichts weniger als Quietisten oder zweifelnde Relativisten. Der glänzendste Vertreter dieser Richtung, Treitschke, setzte sich zum Ziel die Herstellung der geschlossenen Stoßkraft der Nation, dasselbe Ziel also, das Bodelschwingh erreicht zu sehen wünscht. Neben und nach den politischen Historikern kam eine Richtung auf, die nicht so unmittelbar wie jene politisch wirken und nicht sich so bestimmte politische Zwecke setzen will. Sie predigt die Rückkehr zu der univeralen Geschichtsbetrachtung Ranke's. Wie aber schwerlich jemand durch die Lektüre der Werke Ranke's, des Verkündigers der Lehre vom Primat der auswärtigen Politik, dem der vulgäre Vorwurf gemacht wird, er spreche zu viel von Kriegen und diplomatischen Verhandlungen, quietistische Neigungen gewinnen dürfte, so hat der, welcher vor allen anderen die Rückkehr zu Ranke fordert, Max Lenz, noch in den letzten Tagen ein Bekenntnis abgelegt, welches auf Entschiedenheit der Stellung, hoffnungsvollen Mut und Kampf gestimmt ist, aber gar nicht auf relativistische Unsicherheit.

Es soll nicht geleugnet werden, daß während des Kriegs und nach ihm manche Historiker einen andern Ton angeschlagen haben. Es trat eine viel besprochene Spaltung unter den deutschen Historikern ein. Das Bekenntnis zu Bethmann insbesondere trennte die einen von den anderen. Wir wollen nicht untersuchen, ob bei denen, die sich zu Bethmann bekannten, nun überall

die Anzeichen des zweifelnden Historismus, Relativismus, Quietismus sich beobachten ließen. Geben wir der Einfachheit wegen zu, daß es sich so verhielt, so machen diese doch nicht die Mehrheit aus. Überdies würde eine solche Haltung bei ihnen einen Abfall, eine Abweichung von der bisherigen regelmäßigen Haltung der deutschen Historiker bedeuten.

Ich habe von der Art der Historiker, also der Geschichtsforscher, gesprochen. Wenn die geschichtliche Betrachtung bei ihnen nicht zur quietistischen Auffassung geführt hat, so wird sie auch beim Volk im ganzen nicht dahin führen. Wir werden vielmehr voraussetzen dürfen, daß die Beschäftigung mit der Geschichte hier wie da die gleiche Wirkung übt. Wir nehmen ja auch schon wahr, daß diejenigen Volksteile, die wirklich in der deutschen Geschichte leben, politische Energie zeigen und von da aus gerade einen Teil ihrer politischen Energie schöpfen.

Unsere Erörterung gilt nur den politischen Verhältnissen. Z. behauptet einen vollkommenen Parallelismus zwischen Politik und Kunst eines Volks. Eine so strenge Einheit der Kultur ist nirgends vorhanden.²⁾ Darum würden auch unsere Sätze nicht hinfällig werden, wenn etwa für die Kunst ein anderes Verhältnis bestände als für die Politik, wenn also die umfassende geschichtliche Orientierung des Volks sich für die Produktivität der Kunst schädlich erwiese. Es könnte ja sein, daß der menschliche Geist hier wie so oft anderswo zu schaffen aufhört, wenn er eine feste Form zur Verfügung hat. Obwohl es aber für unsern Zusammenhang nicht notwendig ist, diese Frage nach ihren verschiedenen Seiten zu beantworten, so mag doch nebenbei die Bemerkung hier Platz finden, daß z. B. in der Architektur das, was im Laufe des 19. Jahrhunderts im Anschluß an historische Formen geschaffen worden ist, immerhin den Vorzug verdienen dürfte vor den ganz freien Schöpfungen (etwa den Bürgerhäusern der siebziger und achtziger Jahre). Falls also unsere Kunst an neuen Ideen arm sein sollte, so würde doch die Verwertung der alten Gedanken sie wenigstens noch auf einer gewissen Höhe halten.

Sollte wirklich das durch die Romantik eingeleitete geschichtliche 19. Jahrhundert d e s h a l b mit der inneren und äußeren Gebrochenheit der Revolution geendigt haben, weil es das geschichtliche Jahrhundert gewesen ist? Hat wirklich die geschichtliche Betrachtungsweise zur Relativierung der Vaterlandsliebe geführt? Überall ist doch das Gegenteil mit Händen zu greifen. Keine Macht hat so für die Vaterlandsliebe, für die erhebende und aufopfernde Vaterlandsidee geworben wie die geschichtliche Literatur. Und diese Werbung hatte nicht etwa — wie die heutigen Bedientenseelen, von sich aus urteilend, glauben machen wollen — die Art der Erziehung zur Unterwürfigkeit, sondern im Kampf hat die Geschichte für das Vaterland geworben. Die geschichtliche Betrachtung und geschichtliche Forschung hat ferner so wenig zu verzichtendem Quietismus geführt, daß sie vielmehr von sich aus neue politische Forderungen gestützt hat. Wenn bei den politischen Historikern politische Wünsche und Ergebnisse der Forschung gewiß in Wechselwirkung stehen, so sind eben doch diese letzteren als

²⁾ Gegen die Voraussetzung einer derartigen strengen Einheit der Kultur habe ich mich mehrfach ausgesprochen, zuletzt in meinen „Problemen der Wirtschaftsgeschichte“ (Tübingen 1920).

politisch vorwärts treibendes Element sehr hoch einzuschätzen. Derjenige, der der wissenschaftlichen Forschung die Wirkung eines regulierenden und auch vorwärts treibenden Faktors in den praktischen Angelegenheiten des Lebens absprechen wollte, müßte sehr pessimistisch von der Wissenschaft denken. Aus ganz in der Stille begonnenen Studien gehen oft die fruchtbarsten praktischen Anregungen hervor, und so auch in der Geschichte. Dietrich Schäfer, der einige Jahrzehnte gründlichsten Studiums der hansischen Geschichte gewidmet hatte, kam mit einer gewissen Notwendigkeit zu der Forderung einer starken deutschen Seegeltung, einer starken deutschen Flotte, eben aus seinen Betrachtungen über die hansische Geschichte. Ich weiß von mir selbst, wieviel Verständnis für die Bedeutung der inneren Kolonisation mir die geschichtliche Betrachtung gebracht hat.

Eduard Meyer hat in seiner Berliner Universitätsrede vom 3. August 1920 nachdrücklich betont, wie „dringend geboten es ist, aus der Geschichte zu lernen“. „Wir werden niemals zu einem gedeihlichen Ergebnis gelangen, wenn wir uns in theoretischen Konstruktionen ergehen und aus der Geschichte zu lernen verschmähen.“ Wenn man gewiß ein ausgebildetes System nicht bloß mit geschichtlichen Argumenten umwerfen kann, so leisten solche doch ausgezeichnete Dienste. Und die Erfahrung lehrt, daß im Laufe des 19. Jahrhunderts die geschichtliche Betrachtung fördernd, Schlechtes vernichtend und positiv ausbauend gewirkt hat. Wenigstens diejenigen werden mit uns hier übereinstimmen, die, wie Sobeltiz, mit uns in dem zu erstrebenden Ziel einig sind.

Unser Unglück würde nicht darin zu suchen sein, daß wir zu viel Geschichte getrieben haben, sondern darin, daß die echte geschichtliche Betrachtung nicht das ganze Volk zu ergreifen vermocht hat. Wir geben zu, daß sich in der geschichtlichen Betrachtung auch widerstreitende Gegensätze geltend machen können. J. spricht von dem „romantischen Staatsgebilde des Deutschen Reichs“, das der relativistischen geschichtlichen Auffassung der Deutschen sympathisch sei. Er denkt dabei offenbar an das Reich, welches 1806 sein Ende fand. Die Schaffung des neuen Deutschen Reichs 1866 und 1870/71 hat mit Widerständen zu tun gehabt, die im Gewand historischer Erwägungen Sympathien für Einrichtungen und Zusammenhänge des Erloschenen festhielten, während die Form des neuen wiederum mit historischen Erwägungen verteidigt wurde. Spätere historische Beobachtung entscheidet in solchen Fällen, welches die rechten historischen Erwägungen gewesen sind. Indessen derartige Differenzen finden sich wahrlich nicht bloß im Reich der geschichtlichen Betrachtungen, sondern auf allen Gebieten der Beobachtung. Die Bereicherung, die die jüngste Zeit dem Historiker an Beobachtungsmaterial gebracht hat, gestattet wohl schon ein recht sicheres Urteil, ein Urteil vor allem über die Kräfte, die zur Schaffung eines geschlossenen Charakters der Nation hingeführt haben, und über die, die ihr hindernd in den Weg getreten sind. Daß der Kern der deutschen Historiker das Richtige erkannt hat, wird nicht bestritten werden können.³⁾

³⁾ Über die Auffassung der deutschen Historiker, gerade auch soweit sie hier in Betracht kommt, habe ich mich in meiner „Geschichte der deutschen Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen (Leipzig 1916) geäußert. In zwei anderen Schriften habe ich die deutsche Geschichtsschreibung gegen moderne Angriffe verteidigt: „Soziologie als Lehrfach“ (München 1920) und „Die parteiamtliche neue Geschichtsauffassung“ (Langensalza 1920).

Wir wollen keine einzelne Wissenschaft anklagen. Bethmann, der als Repräsentant der von B. beklagten inneren Brüchigkeit gelten kann, ist als Philosoph gerühmt worden. Wir würden uns jedoch auf einen geharnischten Protest einer stattlichen Zahl der besten deutschen Philosophen gefaßt machen müssen, falls wir diese innere Brüchigkeit als allgemeine Eigenschaft der deutschen Philosophie oder der deutschen Philosophen bezeichnen wollten. Überhaupt tragen die deutsche Wissenschaft und die deutschen Universitäten, soweit sie nicht einem von außen her kommenden Einfluß unterliegen, nicht die Schuld. Das zeigt ja schon die Art, wie die Pygmäen von heute ihrem kleinlichen Ärger über sie Luft machen, deren Eifer, sie „von oben her zu reformieren“.⁴⁾

Und sollen wir die deutsche Eigenart als solche anklagen? Der Historiker welcher weiß, was das deutsche Volk im Lauf der Jahrhunderte hat über sich ergehen lassen müssen, kann nur mit Unwillen die weinerlichen Klagen über die dem Deutschen angeborene Unfähigkeit, sich zu einem großen Ganzen kraftvoll zusammenzuschließen, anhören; Klagen, die darum nicht mehr wahr werden, daß sie vielfach von denen vorgebracht werden, welche einen kraftvollen Zusammenschluß der Nation gar nicht wünschen, welchen er vielmehr verhaßt ist. Die Deutschen haben im Laufe der Geschichte und an mancherlei Stellen des deutschen Bodens so erfreuliche Proben der mannigfaltigsten politischen Befähigung, auch des geschlossenen Auftretens gegeben, daß ihnen die politische Befähigung hohen Stils gewiß nicht abgesprochen werden darf. Aber ein Blick in ihre Geschichte lehrt, warum sie nicht mehr geleistet haben. Die italienische Politik der mittelalterlichen Kaiser, welche die territoriale Zersplitterung emporwachsen ließ, und die kirchliche Spaltung des 16. Jahrhunderts, wie sie keinem andern großen Volk zuteil wurde, setzen Deutschland schon allein für sich gegenüber den übrigen Staaten in Nachteil. Diese Gebrochenheit ist dann durch weitere Schicksale verstärkt worden. Die internationalen Mächte konnten in Deutschland wegen jener älteren Brüchigkeit der Nation mehr Platz greifen als anderswo. Die große Gefahr der Gegenwart, die der extremen politischen und sozialen Demokratie, wirkte in Deutschland um so verheerender, weil hier schon die nationale Geschlossenheit geringer war als anderswo. Die internationalen Mächte reichen weiter in Deutschland hinein als in irgendeinen andern Staat. Diese Dinge sind es, die dahin geführt haben, daß bei uns die Zahl derer groß ist, welche sich in der mühen Rolle des Verkannten wohlfühlen oder eine solche heucheln, welche keinen Entschluß fassen, die Dinge nicht rasch ergreifen, sondern in Lässlichkeit und Weichheit verharren, die Meinung hegen, jenseits oder über den Bindungen der menschlichen Gesellschaft stehen zu dürfen. Es stehen viel grobe Interessen hinter diesen Verhältnissen. Wieviel auf die Rechnung der der Nation abgewandten Führer, der verführten Verführer, der Verführten, der gutgläubigen, aber strafbar arglosen Leute zu setzen ist, das läßt sich nicht mehr entwirren.

Die relativistische Kritik wird von allen Parteien angewandt, am eifrigsten von denen, die ein überwiegend negatives Verhältnis zur Nation haben.

4) Vgl. meine „Soziologie als Lehrfach“ S. 37

Es ist ein bequemes Ruhekrissen, wenn man sich damit abfindet, die unpolitische Art sei nun einmal deutsche Art, oder wenn man von Dekadenzerscheinungen spricht, an denen nun einmal nichts zu ändern sei, da die „Entwicklung“ „gesetzmäßig“ dahin führe. Die Entwicklungstheoretiker sind oft schlechte Historiker. Zum Teil sind, wie wir schon andeuteten, diejenigen, welche auf die nicht zu ändernde deutsche Art hinweisen und uns sagen, wir müßten uns, weil sie nun einmal so sei, fortan mit der müden Rolle des Bekannten abfinden, selbst Miturheber dieser Art. Es gibt Politiker, welche erklären, heute vor einer bedauerlichen „Krisis“ zu stehen und selbst vorher durch die von ihnen geforderte „Demobilisierung der Geister“ mitgeholfen haben, die Krisis herbeizuführen.⁵⁾ B. erwähnt ein Wort Rathenaus (S. 45), wonach den Deutschen die zivilisatorische Kraft wegen ihres Mangels an entschlossener Haltung fehle. Wir machen hierzu mit romantischer Ironie, die uns über die Dinge und Worte erhebt, die Bemerkung, daß der Mangel an entschlossener und geschlossener Haltung doch wohl nicht ohne Zusammenhang mit dem von Mommsen namhaft gemachten, bei uns stärker als anderswo vertretenen fermentum decompositionis sein dürfte.

So führt uns die geschichtliche Betrachtung von dem Schlagwort der nicht zu ändernden deutschen unpolitischen Art oder der Dekadenzerscheinungen überall auf die wahren Ursachen des gegenwärtigen Zustands. So wenig wir eine dauernde Substanz der Nation leugnen, so bleibt es doch die Aufgabe des Geschichtsforschers, die Fortbildung der Substanz und die Hindernisse, die ihrer Fortbildung entgegentreten, aufzuzeigen. In dieser tapferen, unerschrockenen Art beweist er wiederum, daß die Art des müden Relativisten nicht die feinige ist.



Belgischer Brief

Von einem gelegentlichen Mitarbeiter



Wie viele Leser der „Grenzboten“ gibt es wohl, die wissen, daß diese Zeitschrift vor gerade achtzig Jahren in — Brüssel gegründet worden ist? Freilich ist sie dort nur kurze Zeit erschienen, aber sie trägt von dort noch heute ihren Namen. Ihr Gründer Kuranda wollte Deutschthum und Flamentum enger verknüpfen. Lange Jahrzehnte hindurch haben die „Grenzboten“ dann unter Gustav Freytags Leitung hauptsächlich dem kleindeutschen Gedanken und dem jungen Deutschen Reich gedient. Heute hat ihr Titel wieder einen symbolischen Klang bekommen, und ihr Aufgabekreis hat sich zu den Anfängen zurückgebogen. Sie wollen Boten sein von den Grenzen und zu den Grenzen des ringsum verstümmelten Deutschlands. Sit nomen omen! Aber wie haben sich die Zeiten verändert! Ich wünschte, ich säße an Kurandas Schreibtisch statt an dem, worauf dieser Brief entsteht.

⁵⁾ Vgl. meine „Parteiämtliche neue Geschichtsauffassung“ S. 50.